

Magische Kräfte : Ur- oder Heidenkerzen und ihre Macht

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald**

Band (Jahr): **26 (2013)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ur- oder Heidenkerzen und ihre Macht



Die Ur- oder Heidenkerzen werden nicht etwa aus Unschlitt von Ochsen oder Ziegen angefertigt und sie brauchen auch keine Dochte. Zu ihrer Herstellung dient allein die Birke, daher die Bezeichnung «Birkenkerzen». Schon von unseren Vorfahren wurden sie fabriziert, als jene noch nicht in Häusern, sondern in Erdlöchern oder in Höhlen den Winter verbrachten. *Haidacherza* standen noch vor einem knappen Jahrhundert in abgelegenen Gebirgstälern der Alpenländer, aber auch im Norden von Europa in Gebrauch. Sie wurden auch in den Pfahlbausiedlungen unseres Landes gefunden; lange aber wusste man nicht mehr, was sie bedeuteten.

Kerzen aus Birkenrinde

Von einer frisch gehauenen Latte der Birke wird die weisse Rinde in schmalen Riemchen wie sich rollendes Papier oder *Hobelschaita* – Hobelspäne – abgezogen. Die Riemchen rollt man zusammen wie zu einem Büchel¹, verlängert dieses Röhrchen mit einem weiteren Riemchen und dieses mit einem dritten.

Dann werden zwei Schwarzdornen quer durchgesteckt, damit die Rolle hält und sich nicht mehr löst. Zuletzt kommen noch ein paar Krümel *Uⁿwaissaharz* – Harzkörnchen, die die Ameisen zusammengetragen haben – in die aufgerollte Kerze, damit sie einen guten Geruch verbreitet und auch länger brennt.

Auch wenn das Birkenholz, aus dem die Urkerzen hergestellt werden, noch grün und voll im Saft ist, brennen sie wie ofendürres Tannenreisig. Schon vor uralten Zeiten wurden diese Kerzen gleich gebraucht wie etwa ein Kienspan, um Licht zu geben oder um etwas anzuzünden. Mit den grossen Kerzen hielt man auch wilde Tiere fern, die dieses Licht mehr scheuten als Steine, Spiesse oder Schlingen. Den Verstorbenen stellte man früher zwei Birkenkerzen ans Kopfende des Totenbettes und eine ans Fussende. Man liess sie niederbrennen, bis sie von selbst verlöschten, erst dann wurde der Leichnam eingesargt.

In der kürzesten und in der längsten Nacht des Jahres wurden die Festfeuer zur Sonnenwende mit diesen Kerzen entzündet, später auch die Lichter am Christbaum. Abgebrannte Birkenkerzen und Kohle davon sollen noch vor knapp hundert Jahren auf dem grossen Stein in der *Heidenchilche* im Hölzli – auf Brücken auch, an Furten und Weggabelungen – gesehen worden sein. Der Volksmund erzählt, wo eine solche Kerze angezündet und dabei dreimal der Satz gesagt würde «Wodi, Wodi, wehr dem Wörgwolf!», da könnten die wildesten Hexen und der leibhaftige Teufel nichts Böses mehr ausrichten – rückwärts müssten sie weichen, ob sie sich auch sperren, und nicht einmal

Kapitelüberblick

- **Der Chiibtisli** (Wartau). Ein Brandstifter erfährt die verdiente Strafe.
- **Als Schillibatz in Holland** (Wartau). Heidenkerzen helfen einem Soldaten in Notzeiten in der Fremde.
- **Der Schädler auf dem Totenbett** (Wartau). Heidenkerzen begleiten einen Sterbenden.

Zur Abbildung am Textanfang: Wegen seiner Farbe, seines krächzenden Rufes und seiner Zudringlichkeit galt der Rabe als Vorzeichen für Krankheit, Krieg und Tod. In den nordischen Mythen begleiten zwei Raben, Hugin (der Gedanke) und Munin (das Gedächtnis), den obersten Gott Wodan. Illustration (Ausschnitt) von Arthur Rackham.

Public-Domain-Bild

ein gesalbter Haselstecken² würde ihnen dagegen helfen.

Woher diese besondere Kraft kommen soll, die man den Birkenkerzen zuschrieb, wusste man jedoch nicht. Aber schon das war Beweis genug: Das Holz konnte grün oder dürr sein, nass oder trocken – mit den Urkerzen wusste man zu allen Zeiten und an allen Orten Feuer zu machen, auch wenn das Wetter tobte, wie es wollte. Darum wurden sie auch überall dort gebraucht, wo man dachte, es brenne nicht gut, bei nassem Wetter im Wald und auf dem Feld beim Verbrennen von Unkraut-haufen. Der Stoff, der die Kerzen so auffällig leicht, kräftig und mit etwas

russender Flamme brennen lässt, ist eine Kampfart.

Rabe und Elster

Es ist wohl kein Zufall, dass auch in der Sage vom *Chiibtisli* die Raben den verunglückten Brandstifter anzeigen: Aufgrund seiner Lernfähigkeit und seiner Intelligenz ist der Rabe schon sehr früh Gegenstand von Sagen und Mythen geworden, wobei die Volkserzählungen keinen Unterschied machen zwischen unseren Rabenvögeln mit schwarzem Gefieder, den grossen Kolkraben und den etwas kleineren Rabenkrähen.

Als unzuverlässiger Kundschafter Noahs erscheint der Rabe in der Genesis, wo er sich über die Leichen im Wasser hermacht. Raben werden in Literatur und Dichtung häufig negativ als Unglücksboten, als «Rabeneltern», als diebisch, ungeschickt oder gefährlich gezeichnet, daneben aber auch positiv als Berater oder Helfer des Menschen. Viele Erwähnungen oder volkstümliche Wendungen wie «rabenschwarz» beziehen sich aber auch nur auf die Gefiederfärbung des Vogels. Hugin und Munin – «der Gedanke» und «die Erinnerung» – sind die beiden Raben Wodans in der germanischen Mythologie.

Auch im deutschen Volksmärchen spielt der Rabe immer wieder eine Rolle. Am bekanntesten sind «Die sieben Raben» bei den Brüdern Grimm. Einige Redewendungen und Wörter gehen auf die Rolle des Raben als Aasfresser zurück; er kann daher auch den Tod von Mensch und Vieh als baldigen Leichenfrass vorausahnen. Im Mittelalter traf man ihn an Richtplätzen an; daher rühren die Bezeichnungen «Aasrabe» und «Galgenvogel». Die herkömmliche Redensart «Er stiehlt wie ein Rabe» spielt auf die Schläue des Vogels an. Auch der Elster, dem Rabenvogel mit schwarz-weissem Gefieder, werden die gleichen Eigenschaften nachgesagt; ihr auffälliger Warnruf machte sie im Mittelalter zur Kündlerin von Streit und Zank, von Unheil und Tod.

Nach einer Sage im Werdenberg sind die Raben verwandelte Menschen, die



Birkengruppe bei der Schafbrugg in der Wartauer Cholau: Zur Herstellung der Urkerzen, die auch auf Brücken entzündet wurden, verwendete man Rindenstreifen, Schwarzdorne und etwas Harz. Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

wegen ihres Übermutes gestraft worden sind. Wegen seiner Schwärze wird der Vogel auch vielfach für die Hülle des Teufels gehalten und – wie die Taube das Licht und das Leben – vertritt der Rabe die Finsternis und den Tod; er ist der Leichenvogel.

Henne 1874, S. 46ff.; Gabathuler 1982, S. 49ff.; Brunold-Bigler 2011.

• Der Chiibtisli

Man kann hingehen, wo man will, überall gibt es schlechte Menschen, ehrliche und brave, Halunken und Schelme. Einst lebte ein solcher Lump, *Chiibtisli* wurde er geheissen, *an vergü'schtiga*, *z wiidara Spitzbuob* – ein missgünstiger, fehlgeschlagener Strolch – in einem unserer Dörfer. Wenn etwa ein Nachbar ein Bein gebrochen hatte, dann freute er sich mächtig darüber, zeigte diese Freude aber nicht. Wurden die Rinder des eigenen Bruders im Herbst gesund von der Alp zurückgebracht, dann riss es ihn, dann bekam er Krämpfe, dann verging ihm das Pfeifen. Ja, er scheute und schämte sich nicht, dem Unglück der Nachbarn noch nachzuhelfen, wo er nur konnte!

Er missgönnte sogar dem Vieh das Fressen, ihm selber das frische Wasser und seinen eigenen Leuten das Weisse in den Augen.

Eines Tages aber war der Tisli plötzlich verschwunden, als ob ihn der Föhn mitgenommen oder der Boden verschluckt hätte, und vergeblich suchte man ihn überall. Seit er jedoch nicht mehr da war, ging in seiner Haushaltung und in der Nachbarschaft manches leichter: Die Sonne lachte lustiger, die Vögel sangen fröhlicher, und die Werktage, die waren wie Sonntage! – So ging ein ganzer Monat vorüber.

In dieser Zeit erkundigt sich der Bruder des Chiibtisli bei dessen Frau: «Habt ihr ihn noch immer nicht gefunden?» – «Nein, aber seit ein paar Tagen trägt der Abendwind *a Gschmäggli wia*

1 *Büchel*: Holztrompete der Hirten; ähnliche Instrumente können aus bänderartig abgelösten Rindenstreifen junger Eschen hergestellt werden, die man trichterförmig aufwickelt, mit Schwarzdornen befestigt und mit einem dünnen, auf einer Seite etwas gequetschten Röhrchen als Mundstück aus einem Eschenzweig versieht, womit sich ein dumpfer, weithin schallender Ton erzeugen lässt.

2 Zur Hasel siehe Gabathuler 2004, S. 160f.

ab am Frithof – einen Geruch mit sich wie auf dem Friedhof. Ich glaube, er ist in der Nähe.» *«Un mir goot s gad gliach. I haⁿ der-sch nu nid töra säga!* – Mir geht es genauso, ich habe mich nur gescheut, es dir zu sagen!», entgegnet ihr der Schwager.

Schon am nächsten Morgen hockten sich zwei mächtige Kolkraben auf dem Hausdach nieder, *sinn umma ggschpaziart, hänn ggschpröchlät, alls visitiart un dänn abtegg näbat dm Chämi* – sie spazierten umher, krächten miteinander, schauten sich genau um und begannen dann, mit ihren Schnäbeln das Schindeldach neben dem Kamin abzudecken. Da der Bruder dies bemerkte, eilte er rasch auf den Dachboden seines Hauses. – Da lag sein nächster Verwandter neben dem Kamin auf dem Bauch, unter dem Arm ein Wisch Holzspäne, den Hut vor dem Kopf und unter dem Hut eine Heidenkerze, nur etwas angebrannt zwar und – fürchterlich zum Ansehen – das Kinn im Genick!

Gabathuler 1982, S. 50f.

• Als Schillibatz in Holland

Weil man zu Hause nur wenig verdiente, liessen sich früher viele junge Burschen – kaum waren sie zwanzig Jahre alt geworden – als Soldaten anwerben, nahmen Handgeld und zogen nach Holland in fremde Kriegsdienste. Wer Glück hatte und gesund und unverseht blieb, konnte nach drei Jahren Soldatendienst *an ordiligs Püntili Gelt* – ein hübsches Sümmchen Geld – zusammenbringen und erhielt zudem jedes Jahr noch eine Pension, so lange er lebte, was für die damalige Zeit etwas heissen wollte!

Eines Morgens, eben graute der Tag, nahmen drei Oberschaner Abschied von ihren Lieben, um gemeinsam ins Holländische zu ziehen. Dem Fridli fiel das Lebewohl gar nicht leicht und er schluckte etliche Male leer, als ihm die Mutter *«Gott bhüet di»* sagte. Die Mutter tat, als ob sie nichts bemerkte: «Bleib brav und komm gesund wieder zurück!» Sie gab ihm ein kleines Stück

selbstgebackenes Brot mit auf die Reise, das er essen sollte, sobald sie an ihrem Ziel angelangt wären. Er werde dann nie Heimweh bekommen, meinte sie. Darauf suchte der Fridli überall den Vater, um sich auch von ihm zu verabschieden; nirgendwo jedoch fand er ihn.

Als sie *beim Polverschtampf* – bei der Pulvermühle – jauchzten und ihre Kappen zum Abschied schwenkten, da stand der Vater auf dem Brücklein des Matzenbachs. Eine Heidenkerze brannte auf der Brückensäule. «Sei brav und bleib gesund!», mahnte auch er, «und wenn du einmal nicht mehr weisst, wo aus und ein, dann gehe ans nächste Wasser und zünde die Kerze an, die ich dir mitgebe. Wenn sie abgebrannt ist, wirst du ganz bestimmt wissen, was du zu tun hast.» Dazu drückte er ihm geschwind eine Heidenkerze in die Hand, die der Bursche mit dem Brot der Mutter in seinem Reisesäcklein verstaute. Seine Kameraden hatten *a wälts Gglächter un Ggschpött* – lachten und spotteten – über ihn und seinen Vater, was beide aber weiter nicht störte. Auch wenn das Brot der Mutter und die Birkenkerze des Vaters barlötiges Gold gewesen wären – besser darauf Acht gegeben hätte der Fridli kaum.

In einer grossen Stadt in der Nähe des Meeres hatten sie nach langer Reise ihr Ziel erreicht. Der Fridli brach zuerst das knochentrocken gewordene *Törggatroat* der Mutter auseinander und ass es auf. Wieder spotteten die beiden Kameraden über das harte Konfekt. Die Kerze brauchte er noch nicht, er versorgte sie jedoch gut.

Das erste Jahr war eben erst vorbei, als ihm in fürchterlich dunkler Nacht auf der Wache ein Schmuggler eine Kugel ins Knie schoss. Die Heilung der Wunde dauerte sehr lange, und als die Wunde endlich wieder geschlossen war, machte er für seinen Hauptmann den Schillibatz³; er wurde dessen persönlicher Diener, weil er noch nicht herumrennen konnte, wie das ein Soldat im Feld eben können muss.

Der Hauptmann war ein Bündner, *an stränga aber an grada* – streng und

gerecht. Er wollte den Fridli eines Tages auf die Probe stellen und legte ein Goldstück auf die Fensterbank. Etwa acht Tage hütete dieser die Dublone, schwitzte und fror, – *Winn un Weah isch am gsiⁿ!* Wie leicht hätte doch ein Kamerad des Hauptmanns das Goldstücklein *heimscha-n un s haissa mitguⁿ* – mitlaufen lassen können! Natürlich hätte es dann sofort geheissen, er, der Fridli, hätte es genommen. An die Folgen durfte er kaum denken und er verzweifelte schier daran.

Plötzlich kam ihm die Heidenkerze des Vaters in die Finger. Jetzt war ihm sofort wieder wohler. Als der Hauptmann fort war, verrichtete er schnell die aufgetragene Arbeit, drehte den Schlüssel um, zündete draussen am Kanal die Kerze an, liess sie niederbrennen – und wusste gleich was und wie! Er hätte jauchzen und fliegen können: *An waggara, ggstächlata Nagel hät er dor ds Goldschtugg un dor a Simsa-n ai ggschlagga* – einen dicken, stählernen Nagel trieb er mitten durch das Goldstück in die Fensterbank! – Am andern Morgen war die Dublone samt dem Nagel fort, und von Stunde an verhielt sich der Hauptmann wie ein Vater zu seinem Soldaten.

Die Jahre flogen dahin; der Abschied kam, der Fridli jedoch musste allein heimwärts ziehen. Seine Kameraden, beide, sie schliefen bereits *uf Gälta* – endgültig – unter dem Gras: den einen hatte das Heimweh umgebracht, den andern eine schreckliche Krankheit. Als er nach langer Reise unverseht zu Hause ankam, bekundeten alle *a schüttligi Fröd*. Kaum aber guckte die Sonne am folgenden Morgen über dem Triesenberg hervor, brannte auf der Türschwelle eine Urkerze, und leise flackernd zog es die Flamme gegen den offenen Hauseingang.

Gabathuler 1982, S. 52ff.

• Der Schädler auf dem Totenbett

In Murris, *uf der Schtäga*, beendete der Meis eben sein Nachtessen und sagte zur Beta, seiner Frau: «Heute Abend



Oberschan im Morgenlicht. Der Abschied von zu Hause, um in fremden Solddienst zu ziehen, fiel manchem nicht leicht. Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

muss ich noch nach Plattis, um beim alten Schädler⁴ zu wachen; ich habe Bericht erhalten, er habe es gar nicht gut und es könnte seine letzte Nacht sein.» Die Beta aber machte Einwände: «*Luog ussi wia s guⁿlat, wia s schtobat un schneit* – der Unterwind heult um alle Ecken, es schneit und stürmt fürchterlich. *Kain, wo nu an Fungga Verbärmscht hät, jagt hinacht sin Hunn vor- ussi* – wer nur einen Funken Erbarmen hat, der würde heute Nacht nicht einmal seinen Hund ins Freie schicken.» – Der Meis machte sich trotz dieser Einwände auf den Weg. Schon vor der Tür umgab ihn brandschwarze Nacht. Eine Laterne könnte er wohl brauchen, doch Wind und Schnee würden sie sofort löschen. Doch konnte er sich auch im Dunkeln nicht verirren: einfach dem Berg entlang bis zum Gufel und dann abwärts durch den Graben. Unterhalb Schals musste er sich durch hüfthohe Schneeverwehungen kämpfen: ein Durchkommen war fast nicht möglich. Der Wind aber gab allmählich nach, es wurde heller, und hie und da kam von der Lonna herab ein Lüftchen, warm wie von einem Ofen – *dr Pföa* – der Föhn!

In Plattis liegt der betagte Schädler in seiner Kammer *wia a verwormati Aich* – wie eine alte Eiche –, halb sitzt er

un läänat in frische Hoplober iⁿhi – und lehnt sich in das frisch gemachte Kopfkissen aus Buchenlaub –; die Augen sind geschlossen und eine gute Weile atmet er nicht mehr. *Dänn chunnt der Schnuⁿf wider un a Härbi* – der Atem kommt wieder, stockend, und gleich hat der Kranke wieder Atemnot. Er erwacht und sieht erfreut seinen langjährigen Gefährten Meis am Bettrand stehen. Der wünscht ihm einen guten Abend: «*Häsch t härb?* Was kann ich für dich tun?»

Der Schädler versucht, sich etwas aufzusetzen und winkt langsam ab. Als seine Beengung nachlässt, sagt er unter grosser Anstrengung zum Meis: «Ich habe dich nicht mehr erwartet – bei diesem fürchterlichen Wetter –, aber umso mehr freut mich dein Besuch. Jetzt tust du mir noch einen letzten Gefallen! – Es geht dem Ende entgegen – musst nicht mehr lange wachen. Dort im Kasten sind drei Kerzen – aus birkenner Rinde, – rüste sie, wie es Brauch ist! Ich will dir dann winken! *Wänn s Zit ischt, zünn aⁿ!*» Der Meis schüttelt ihm das Laubkissen zurecht, gibt dem Sterbenden ein kleines Schlücklein Wein zu trinken und macht die Kerzen bereit, wie er es gewünscht hat.

Derweil schläft der Sterbende erneut ein, beinahe ohne zu atmen, erwacht,

hat abermals seine Atemnot und *isch dänn wider vernuggt* – nickt dann nochmals ein. Als er wieder aufwacht und die Kerzen sieht, huscht ein Lächeln über sein Gesicht, wie der letzte Schein der Abendsonne. Mit Blick und Wink dankt er dem Meis. *Ainerschmol wörft er d Ooga speer off und tütat uf d Cherza* – plötzlich öffnet er seine Augen sperrangelweit und deutet auf die Kerzen. Der Meis zündet sie an, eine nach der andern, und wie er zum Schädler aufschaut, schläft dieser schon wieder; *aber das Mol uf Gälta* – jetzt aber für immer!

Der Meis rief nun den Kindern, der Vater sei gestorben, sie sollen herauf kommen. Sie aber *sin ertobat* – wurden böse – wegen der Kerzen: Sie seien schliesslich keine Heiden und auch nicht katholisch. Der Meis aber winkte ab: Der Vater habe es so gewünscht. Jetzt lasse man sie eben niederbrennen, bis sie von selbst verlöschten, das sei der alte Brauch! – Die Jungen *hänn si luⁿ prechta* – gaben sich damit zufrieden.

Man setzte sich dann in die Stube, tischte dem Meis Wein, Brot und *Tiⁿgas* – Rauchspeck – auf. Die älteste Tochter erzählte dann plötzlich, es sei ihr eben in den Sinn gekommen, dass der Vater schon vor Jahren *a Brüntili* – eine kleine Brente – gerüstet und gesagt habe, die gehöre dann demjenigen, der ihm die Birkenkerzen anzünde, wenn es mit ihm zu Ende gehe. Es gehöre darum jetzt dem Meis. Sie brachte die kleine Schädlerarbeit: ein Meisterstück aus feinstem Massholderholz – aus dem Stamm des Feldahorns –, aussen herum zwischen den Reifen neun fein geschnitzte Sonnenbilder und am Boden das Hauszeichen des Schädlers, eingekerbt *im a Chränzli us Wolfsziⁿ* – in einem Kranz aus Wolfszähnen.⁵

Gabathuler 1982, S. 55ff.

³ *Schillibatz*: eigentlich 'Schilling und Batzen', 'Mädchen für alles'.

⁴ *Schädler*: Weissküfer, stellt aus Holz Gefässe und Behälter her.

⁵ *Wolfszähne*: gezackte Motive in der Kerbschnitzerei.